



EHRENPREIS DES FESTIVALS AN EDGAR REITZ

© Dr. Michael Kötz

23. August 2025

Vor 21 Jahren – da warst Du, lieber Edgar Reitz, so alt wie ich heute, also frische Anfang 70, und damals, vor gut zwei Jahrzehnten also, da habe ich schon einmal eine Laudatio auf Dich gehalten, im November 2004 beim „Internationalen Filmfestival Mannheim-Heidelberg“. Am Ende kamst du auf die Bühne, nahmst das Mikrophon und sagtest den schönen Satz, das sei zwar alles nicht ganz richtig, was ich gesagt hätte über dich, aber trotzdem sei es irgendwie auch wahr gewesen. Ist mir im Gedächtnis geblieben, so als Hypothek für die heutige Rede. Mit anderen Worten: Ich darf mich auf keinen Fall wiederholen, wenn es diesmal einigermaßen stimmen soll. Ich fürchte, ich tue es trotzdem. Denn wann stimmt es denn, was man sagt über einen anderen Menschen? Wie soll das gutgehen, jemanden in seinem Kern zu begreifen, wo wir das doch vermutlich selbst beim Ehepartner nur mühsam hinkriegen. Ich versuche es also noch einmal und fange dort an, wo es immer anfängt. Beim kleinen Edgar. Er ist das Kind eines Uhrmachers und sieht den Vater, wenn er die Augen schließt, heute noch vor sich, gebeugt über die geheimnisvollen Miniaturmaschinen mit diesen vielen kleinen Rädchen. Das war in den 30er Jahren in Morbach im Hunsrück, 150 Kilometer von hier, in einer Landschaft mit viel Fernblick.

Das muss es gewesen sein: Die Aussicht auf das, was hinter den Horizonten mit den Hügeln und Wäldern vielleicht zu erleben ist: Die große weite Welt. Hermännchen wird der Kleine in Edgar Reitz´ wichtigstem Filmwerk liebevoll von seiner Mama genannt, in der ersten „Heimat - Eine deutsche Chronik“, dem Epochalwerk von Edgar Reitz, das weltberühmt wurde und ein Straßenfeger war als es ausgestrahlt wurde im Ersten Deutschen Fernsehen 1984. Elf Teile, zwischen 58 und 138 Minuten lang, umfasste diese Serie „Heimat“, die Geschichte der Maria Simon – gespielt von Maria Breuer – und ihrer Familie im Dorf Schabbach in der Zeit von 1919 bis 1982. 63 Jahre deutsche Geschichte in etwa 60 Stunden Film, Verzweiflung und Lebensmut, Schicksalsschläge und deren Überwindung, Lebenszeit eben, und das in einem kleinen Dorf in der Provinz. In den frühen 80er Jahren übrigens hat sonst niemand das Wort „Heimat“ in den Mund genommen. Es gehörte in die Welt der Vertriebenenverbände und anderer hoffnungslos in der Vergangenheit verbliebener Menschen. Edgar Reitz aber wählte bewusst diesen unzeitgemäßen Titel, wollte er doch gewissermaßen unter dem damaligen Zeitgeist wegtauchen, nichts damals Gefälliges machen, sondern etwas Substanzielles, etwas Bleibendes herstellen, etwas, das vielleicht in der Filmgeschichte am Ende so fest verankert bleibt wie es bei vielen von uns die eigene Heimat ist. Und das ist ihm gelungen. Seine „Heimat“ hat einen festen Platz unter den wichtigsten Werken der europäischen Filmgeschichte. Ein ideales Weihnachtsgeschenk übrigens für schlappe 63 Euro auf fünf Blu-rays. Das Drehbuch schrieb er selbst, zusammen mit seinem Freund Peter Steinbach, einem begnadeten Drehbuchautor. Ermöglicht hat dieses für damalige Verhältnisse ziemlich riskante Unternehmen übrigens auch ein Fernsehredakteur des WDR, Joachim von Mengershausen, dem für seine Verdienste um den deutschen Film unbedingt ein Denkmal gesetzt werden muss.

Diesem Epochalwerk „Heimat“ aber gehen für Edgar Reitz Jahre voran, in denen er sehr viel ausprobiert hat, Irrwege ging, Niederlagen einzustecken hatte. Und vielleicht musste auch die Zeit erst reif werden, die eigene und die der Gesellschaft, bevor die drei großen „Heimat“- Werke entstehen konnten, die sich für immer mit dem Namen Edgar Reitz verbinden werden.

Heimat also. „Man erwirbt die Fähigkeit zum Weggehen zu Hause“, notiert Edgar Reitz als er sich in Richtung seines „Heimat“- Epos bewegt und skizziert damit die wichtige Dialektik von Geborgenheit einerseits und Wagemut andererseits. Wo seine erste „Heimat“ endet, beginnt

übrigens gleich „Die zweite Heimat – Chronik einer Jugend“, ein Werk, das erneut monumental ist, aus 13 Teilen besteht, jedes zwischen 108 und 133 Minuten lang sind, das 1992 ins Kino kommt und dann ebenfalls im Deutschen Fernsehen ausgestrahlt wird. In dieser „Zweiten Heimat“ aber sind wir in München, im Milieu der Studentenszene und künstlerischen Avantgarde der 60er Jahre und bei einem großartigen Porträt des Zeitgeistes dieser Jahre. Denn das kleine Hermänchen aus der ersten Heimat, der dann als junger Mann den Hunsrück verließ, so wie Edgar Reitz es tat, der ist jetzt der Student Herman Simon geworden, der sich in die schöne Clarissa verliebt, übrigens damals gespielt von Salome Kammer, die die Frau von Edgar Reitz wurde. Es gibt keine Trennung von Privat und Beruf, wenn man in den Künsten unterwegs ist.

In der Welt des Films seiner „Heimat“- Folgen passiert das 1960, im wirklichen Leben von Edgar Reitz war es 1952. Da war er gerade volljährig geworden und hatte seine Heimat verlassen, die erste, die im Hunsrück. Er geht nach München. Der 21-jährige nimmt Schauspielunterricht, gründet ein studentisches Theater, sitzt in Seminaren, wo Filmklassiker analysiert werden. Mit Bernhard Dörries und Stefan Meuschel entsteht gemeinsam ein allererster Film, ein 13-minütiger Kurzfilm mit dem Titel „Auf Offener Bühne“. Praktische Erfahrungen sammelt Reitz in einer Münchner Werbefilmfirma. Im übrigen aber schleicht sich schon die Studentenbewegung heran, auf leisen Sohlen, vor allem in München. „Doc 59“ heißt die Gruppe, der auch Herbert Vesely, Haro Senft, Franz Josef Spieker und andere angehören. Diese Gruppe wird mit anderen das berühmte „Oberhausener Manifest“ von 1962 vorbereiten – „Wir erklären unsern Anspruch, den neuen deutschen Spielfilm zu schaffen...“ Das „Prinzip Autorenfilm“ betritt die Bühne der deutschen Kinobranche. Nicht zur Freude der Riege der Heimatfilm-Regisseure, also der richtigen Heimatfilme aus dem Schwarzwald und aus Oberbayern, so mit Peter Alexander am Wolfgangsee. Die Revolution beginnt. Und frisst immerhin erst am Ende der 70er Jahre ihre Kinder... „Von der eigenen Lebensgeschichte nicht trennbar“ sollen die Filme sein, sagt Edgar Reitz und artikuliert damit, was damals alle dachten. Das „Kino der Autoren“ entsteht und es macht in der Filmkunst in Deutschland damit nichts anderes als es für die anderen Künste schon längst selbstverständlich ist – verlangt nach dem Subjekt des Künstlers, dem subjektiven Blick, der jeweils adäquaten Form. Lieber leistet er sich Misserfolge, als dass er unehrlich wird. Oder nimmt Kopfschütteln in Kauf. Für „VariaVision“ zum Beispiel: 16 Filmschleifen von wenigen Minuten Länge werden gleichzeitig auf 16 Leinwände projiziert, die aber aus Lamellen bestehen und erst alle 36 Minuten darf das Ganze zusammenkommen. Genau verstanden hat das damals vermutlich kaum jemand, aber das hier etwas Neues ins Bild gerückt wird, das war glasklar. Es war ein Projekt von Edgar Reitz bei der ersten „Deutschen Verkehrsausstellung“ 1965 in München, Unterabteilung Kino. Denn Edgar Reitz war stets – Sohne seines Urmacher-Vaters – fasziniert von Maschinen, von Technik, hier von der Idee, ein neues Filmprojektionsverfahren zu entwickeln, mit dem 120 bewegliche Leinwände gleichzeitig bespielt werden können. Er wird es viel später noch einmal aufgreifen, Konzepte für ein Kino der Zukunft entwerfen. Ebenso fasziniert ist er von Filmkameras. Lange arbeitet er auch als Kameramann. Sie bestimmt zunächst auch die Beziehung, die Edgar Reitz seit dieser Zeit zu einem andern Kinokünstler hat, der zugleich Schriftsteller und Medienpolitiker war – und mein Doktorvater als Honorarprofessor in Frankfurt – zu Alexander Kluge nämlich. Reitz macht ihm die Kamera. Das ist auch dringend notwendig, denn praktisch denkt Alexander Kluge nicht. Auch wenn er das abstreiten würde. In Kluges „Abschied von gestern“ 1965 und in „Feuerlöscher Winterstein“ 1968 und dann noch einmal 1974 in dem Film „In Gefahr und größter Not bringt der Mittelweg den Tod“ arbeiten sie zusammen. Bei diesem Film gibt es auch den nahezu aussichtslosen Versuch eine Co-Regie mit Kluge hinzukriegen. Denn der kann nur in sich und für sich denken, das allerdings sehr gut. Dennoch finden sie sich und erfinden dann beide das „Institut für Filmgestaltung“ in Ulm, machen es zu einer Brutstätte des radikalen Autorenprinzips. Leider lebt sie nur bis 1968. Neue Ideen waren schnell damals da, lebten aber selten lange. Man hatte es eilig.

1966 realisiert Edgar Reitz seinen ersten eigenen und richtigen Spielfilm: „Mahlzeiten“, der in Venedig ´67 mit einem Löwen für den besten Debütfilm ausgezeichnet wird, während Kluges

„Abschied von gestern“ den silbernen Löwen bekommt. „Mahlzeiten“ von Edgar Reitz ist eine Liebesgeschichte, die nicht gut gehen kann. Frau klammert Mann zu Tode, Liebe zerschellt an dem Anspruch, den sie dauernd an den anderen stellt. Sie lässt zu wenig Freiheit. Und um Freiheit ging es – auch im Filmmachen, selbstreflexiv, sprunghaft und lässig. „Mahlzeiten“ ist deutsche Nouvelle Vague. Im Gegensatz zur eigentlichen, zur französischen Nouvelle Vague, hieß die deutsche „Neue Welle“ aber, dass man verbissen nach dem Richtigen suchte, selten spielerisch und wenn spielerisch, dann schon wieder ernsthaft. Reitz hat Schwierigkeiten damit. Zum Beispiel der neue Zwang zur Kollektivarbeit a la ´68 und folgende. „Cardillac“, sein zweiter Film, sollte im Team entstehen, basisdemokratisch selbstverwirklichend. Eine merkwürdige Mischung kam dabei heraus, zugedeckt mit einer sanft-resignativen Grundstimmung. Aber den Traum von der Kunst als einen Traum von etwas, das größer ist als ein Einzelner, oder sagen wir: den Einzelnen nicht alleine lässt, den hat Edgar Reitz nicht aufgegeben. Mit Ula Stöckl realisiert er die „Geschichten vom Kübelkind“, ein Episodenfilm von real bis surreal, naiv bis satirisch. Das gilt auch für den Film „Das Goldene Ding“, bei dem noch Alf Brustellin und Nikos Perakis mitwirken. Irgendwie aber war das, sage ich jetzt mal so, eine Sackgasse, diese Idee vom Kino machenden Künstlerkollektiv. Reitz ist in der Krise. Was macht einer, der Künstler ist, aber kein „Künstler“ sein will, jedenfalls nicht einer, der nur selbstverliebt und egozentristisch sich permanent selbst als absoluten Mittelpunkt der Welt erfindet? Was macht jemand, der das eigentlich nicht mag, wenn einer zu sehr bloß auf das eigene kleine Ich bezogen ist, das auch zu unpolitisch oder unsozial fände, sich aber trotzdem als Künstler fühlt, als jemand, der in die Kunst des Erzählens verliebt ist, in die Bilder, die das menschliche Leben um ihn herum täglich in seinem Kopf entwirft? Was macht er? Er klettert zurück in das eigene Haus, versucht herauszufinden, was ihn, den Edgar Reitz, wirklich interessiert, wenn er ehrlich ist und wenn er dabei niemandem anderen gefallen will als nur sich selbst. Er schaut sich seine eigene Geschichte an, sich selbst als Geschichte, als etwas, das irgendwo einen Anfang hatte, der doch zu finden sein müsse. Edgar Reitz besinnt sich. Im echten Sinn des Wortes.

„Die Reise nach Wien“ von 1973 mit den jungen Frauen Elke Sommer und Hannelore Elsner, und dem jungen Mann Mario Adorf – diese „Reise nach Wien“ macht den Anfang, indem sie weit zurückgeht in die Zeit. Wir sind im Jahre 1943, die Männer sind im Krieg, die Frauen reisen nach Wien, wollen trotz Krieg ihr Leben genießen, politisch blind aber lebensfroh. Die F.A.Z fand das Werk damals „fatal“ und „erinnerungsseelig“. Kritiker merken ja immer alles. In Wahrheit entsteht schon mit diesem Film, was Edgar Reitz dann in den drei großen „Heimat“- Werken unübersehbar ausbreiten wird: Seine Leidenschaft, das Leben der Menschen von innen heraus zu denken, seine Figuren ernst zu nehmen, auch wenn sie von außen gesehen fast hilflos wirken, sogar bedauernswert manchmal. Ihre innere Wahrheit ist wesentlich, die Einschätzung von außen ist es nicht. Keine Idee, keine Weltanschauung darf für Edgar Reitz wichtiger sein als die Menschen selbst. Und diese Liebe zu ihnen macht sie lebendig, verhilft all seinen Figuren, besonders in den drei großen „Heimat“- Werken, zu einer unglaublichen Authentizität. Er gehe, hat er mir einmal erzählt, bei Dreharbeiten auch mit den Komparsen, also denen, die so als zufällige Fussgänger im Hintergrund vorbeilaufen, vor dem Drehen genau durch, woher sie fiktiv gerade kommen, was sie sich denken, wo sie hinwollen. Er will, dass sie leben und nicht nur etwas bedeuten, nicht nur Passanten sind, sondern Menschen. Natürlich stimmte auch das nicht, denn vermutlich dachten die Komparsen in Wahrheit daran, ob sie in der Drehpause auch etwas zu essen kriegen – aber das ist es nicht. Wahrheiten in der Kunst sind immer Fiktionen, nur eben mehr oder weniger gute.

1976 entsteht Edgar Reitz´ Film „Die Stunde Null“, mein Lieblingsfilm aus diesen Jahren: Acht Wochen nach Kriegsende in einem stillen Vorort von Leipzig, warten die Menschen darauf, dass die Russen kommen. Es ist der Beginn der Teilung Deutschlands, aber eben so, wie es damals wirklich gewesen sein muss: Ganz unspektakulär, nichts von großer historischer Stunde. Große historische Stunden gibt es immer nur im Nachhinein, nicht für die Menschen, die sie erleben. Ein Jahr später, 1977, dreht Reitz die Episode „Grenzstation“ im Gemeinschaftsfilm

„Deutschland im Herbst“, bei dem außer ihm und Kluge noch Fassbinder, Sinkel, Brustellin, Schlöndorff und andere Regie führen – und es gibt das Filmband in Gold der Bundesregierung für diesen Film „Deutschland im Herbst“, der ein Pamphlet ist gegen die Regierung selbst, gegen eine hysterische Bundesregierung im Terroristenverfolgungswahn. Dann folgt 1978 der „Schneider von Ulm“, sein teuerster Film und sein großer Misserfolg. Edgar Reitz sammelt Kritiken, die fast alle Verisse sind und das war unschön. Ich glaube, Edgar wurde ein bisschen zum Opfer eines Soges, der damals einsetzte im deutschen Film, dem Sog zum sogenannten publikumsorientierten Kinofilm, der unbedingt große Umsätze machen sollte. Es war ein Boom sogenannter „Problemfilme“, die aber jeder ohne Probleme verstehen sollte, es war eine Art Vorschau auf die Coming Attractions des Neo-Konservatismus im Kino, dem Anfang vom Ende der ersten Variante des Prinzips Autorenfilm in Deutschland. Man musste mitmachen oder sich irgendwie anders retten. Ende der 70er Jahre musste man sich überhaupt retten, und zwar mental retten, wenn man nicht innerlich aufgeben wollte. Die schöne Kulturrevolution der 60er Jahre war beendet. Man musste irgendeinen Weg finden, damit innerlich klar zu kommen. Es gab aber Angebote. Man konnte eine Familie gründen, zum Beispiel. Oder eine Firma und Realist werden. Man konnte auch versuchen, einen lukrativen Job in der Filmförderung zu ergattern. Oder akademisch postmoderner Strukturalist werden, so wie ich damals. Die mit Abstand beste Methode bestand aber ganz sicher darin, in sich zu gehen, sich noch einmal die eigene Geschichte anzuschauen, sich zu überlegen, was einen interessiert, wenn man ehrlich ist mit sich und niemand anderem, auch keinem Zeitgeist gefallen will, nur sich selbst. Es ist hilfreich, wenn man an dieser Stelle nicht mehr so jung ist, sondern in Kürze 50 wird. So wie Edgar Reitz zu Beginn der 80er. Es geht ihm schlecht. Sein „Schneider von Ulm“ war nicht nur ein Reifall bei der Kritik, er hat ihn auch finanziell ruiniert. Sogar aus der Wohnung in München musste er raus. Freunde, die eine Ferienwohnung auf Sylt haben, lassen ihn dort wohnen. Aber es ist Weihnachten und an der Nordsee heißt das: Draußen tobt ein Schneesturm. Er sitzt fest und denkt nach. Wenn einer eine Krise hat, dann soll er sie auch nützen. Reitz grübelt, betreibt Selbstanalyse. Weil er aber Edgar Reitz ist, macht er das in Form von Geschichten. Er schreibt auf, was ihm einfällt aus seiner Kindheit, lauter Geschichten. „Als der Schnee weg war“, erzählt er, „hatte ich ein Exposé von 100 Seiten“. Gibt es ´was Besseres als Lebenskrisen? Reitz beschließt, einen Dokumentarfilm zu drehen und fährt in den Hunsrück, in die Dörfer, und auch nach Morbach. Dabei entsteht eine Dokumentation, die 1982 im Forum der Berlinale läuft und „Geschichten aus den Hunsrückdörfern“ heißt. Edgar Reitz weiß jetzt, was er will. Er schreibt, zusammen mit Peter Steinbach. Vom Fernweh. Vom „Hunsrück als der Mitte der Welt“. Von „Weihnachten wie noch nie“ und vom „Bau der Reichshöhenstrasse.“ Die „Heimatfront“ und die „Liebe der Soldaten“ kommen vor, und schließlich „Die Amerikaner“. Dann wird Hermannchen geboren und es folgen „Die stolzen Jahre“. Am Schluss dann „Ein Fest der Lebenden und der Toten“: Eine surreale Provokation am Ende, damit niemand denkt, er hätte einen Heimatfilm gesehen, wenn es doch in Wahrheit ein Film aus der Heimat war, ein Film in elf Teilen. 18 Monate wird gedreht, ein dreiviertel Jahr geschnitten und dann ist es soweit: Uraufführung in München und Venedig, Kritikerpreis, Bayrischer Filmpreis, Goldene Kamera, Adolf Grimme Preis in Gold. Und die Fernsehausstrahlung wird wie gesagt zu einem deutschlandweiten Ereignis. Weltweit ist das Interesse, weltweit werden die Ausstrahlungsrechte verkauft, wie in einem gigantischen Nachfrageboom. Ganz offensichtlich hoffte man im Ausland, endlich mehr zu erfahren von diesen rätselhaften Deutschen. Erfuhr man ja auch.

Noch bevor sie fertig war, diese Heimat Nummer Eins, noch bevor der Beifall für die erste Heimat verklungen war, da hatte Edgar Reitz schon die zweite im Kopf, die Zweite Heimat. War ja auch logisch. Hermann hatte sein Abitur bestanden, hieß eigentlich Edgar und saß im Zug nach München. Haben wir schon erfahren, wie es dann weitergeht, fragte sich Edgar Reitz? Nein. Und kommt jetzt nicht überhaupt ein ganz wichtiger Teil der deutschen Geschichte, eine Epoche, die alles über den Haufen wirft, was noch im Adenauer-Deutschland wie für die Ewigkeit gemeißelt aussah? Es geht um „68“, das magische Datum einer Kulturrevolution im Land. Sein Hermann, erzählt Edgar jetzt, will Musiker werden.

Und erwachsen. Also verliebt er sich. Außerdem hat er Freunde, die sind Jungfilmer, drehen die „Brutalität in Stein“ und verteilen Zettel, „Papas Kino ist tot“. Und in einer Szene, es ist Winter, da liegt einer draußen vor dem Kino im Schnee, mit einer Schnapsflasche in der Hand erfroren. Der Herr Edel ist tot, sagen sie. Und es ist wirklich Alfred Edel. Und ich erinnere mich, dass mir Alfred Edel damals in Frankfurt erzählt hat, das sei komisch, er habe gerade in München seinen Tod gedreht, und er sah verstört aus, als er das erzählte. Und wenig später starb er wirklich. 14 Jahre später, 2004 ist sie dann fertig, die dritte „Heimat“, „Heimat 3 – Chronik einer Zeitenwende“. Sie beginnt am 9. November 1989, am Tag als die Mauer fiel. Man trifft sich im Hunsrück, erlebt, wie das Leben weiterging in den Jahren dazwischen und bis zur Jahrtausendwende, in 675 Minuten und sechs Spielfilmen, Salome Kammer und Henry Arnold spielen die Hauptrollen, Ausstrahlung im Dezember 2004. Zwei Jahre später wird Edgar Reitz noch einen Epilog nachreichen: „Heimat-Fragmente: Die Frauen“, weitere fünf Jahre später ein weiteres Werk mit dem Namen „Heimat“ realisieren: „Die andere Heimat – Chronik einer Sehnsucht“, 230 Minuten lang, 170 Jahre zurückgehend im Hunsrück, in die Zeit der großen Auswanderungen besonders dort, bevorzugtes Ziel Brasilien, ein Zeitgemälde in Schwarz-Weiß, die Vorgeschichte seiner Geschichten in Heimat 1, 2 und 3.

Und letztes Jahr als wir telefonierten und ich ihn fragte, ob er kommen könne zum Filmfestival hier auf der Parkinsel, da sagte er, nein, das ginge leider nicht, er habe, so sagte er, die Vermessenheit in seinem hohen Alter einen Spielfilm zu drehen. Und das hat er auch getan. Und ich hatte Angst, ich gebe es zu, nicht nur, weil das außer ihm bisher nur Manuel de Oliveira geschafft hat, sich in diesem hohen Alter in Dreharbeiten zu stürzen, ich hatte auch Angst vor dem Film selbst. Kann man in diesem Alter noch etwas wirklich Gutes schaffen? Und dann hab ich ihn mir angeschaut und das werden sie in Kürze ja auch, insofern werden Sie gleich überprüfen können, was ich sage über sein Werk „Leibniz – Chronik eines verschollenen Bildes“. Es ist – natürlich auch Dank der großartigen Drehbucharbeit von Gerd Heidenreich – ein Film der Philosophie über das Verhältnis der Kunst zur Wahrheit und es ist erneut ein Film geworden, der in die Filmgeschichte eingehen wird. Es ist das Werk eines 92-jährigen Wahrheitssuchenden mit den Mitteln der Filmkunst, das so – wie bei Leibniz im Umgang mit der damalige Malerei – weit über die zufällige Gegenwart unseres Kinos hinausgeht. Gäbe es nur diesen einen Film von Dir, lieber Edgar, und wieviel mehr gibt es – er wäre schon den halben Preis wert, den Daniela und ich Dir jetzt überreichen wollen – unseren Ehrenpreis des Festivals. Meine Damen und Herren – Edgar Reitz!